

Bella Neri (*1942)

Kindheit zwischen Kunst und Miststöcken

Stimmengewirr dringt aus den offenen Räumen in den Amtshausgarten. Drinnen, im Amtshaus, die Türen flugs ausgehängt, wandelt eine illustre Schar von Raum zu Raum. Kunst an den Wänden, Zigarettenrauch, der Duft von Parfum: Wer vom Garten her genau hinüberschaut zu den hell erleuchteten Räumen, sieht rote Lippen, lackierte Nägel da und dort, Menschen aus der Stadt. Ein Hauch Bohemia zieht durch die geöffneten Fenster in den Garten. Man wähnt sich in Paris oder Berlin, wären da nicht die Pferdeäpfel von Widmers Fuhrwerk auf dem Vorplatz und Kinder, die ohne Schuhe am Brunnen spielen, auf ihrem allabendlichen Weg zur Milchhütte. Es ist wieder einmal Vernissage im Amtshaus. Eine kleine Welt für sich.

Künstlerfamilie

«Meine Eltern waren Künstler. Meine Mutter war Hedwig Zangger, aus der damaligen Töpferei Zangger. Mein Vater, Umberto Neri, war Kunsttöpfer aus dem Tessin. Die ersten Jahre wohnte ich mit meiner Familie in einer bescheidenen Wohnung neben der alten Post. Wir waren arm, wie fast alle damals. Das war die Zeit, wo der Vater im Militärgwändli im Türrahmen stand. Es war die Zeit der Rationierungsmärkli, die Zeit, wo man nichts verschwendete. Ich musste zum Beispiel so lange im Hochstühlchen sitzen bleiben, bis ich auch noch den verhassten Brotloif aufgegessen hatte. In diesem Kriegsklima hörte ich die Eltern in ihrer Schlafkammer einmal leise reden und ich hatte Angst, sie besprächen unsere Aussetzung im Walde, wie ich das aus dem Grimm-Märchen von Hänsel und Gretel kannte. Wir waren damals drei Geschwister, Germano, mein älterer Bruder, Romano, mein jüngerer Bruder und ich. Später, als ich bereits in der Sek war, kam dann noch Bianca, die Jüngste.

Ich war knapp vier, da sind wir mit einem Brückenwagen, der voller Zügelgut war und von zwei Pferden gezogen wurde, 200 Meter weiter beim alten Amtshaus vorgefahren und dort eingezogen. Der Krieg war damals noch kein Jahr vorbei, meine Eltern waren alles andere als reich, dafür eben sehr mutig, neugierig und voller Pläne! In diesem ehemaligen Chorherrenstift mit seinen 36 Räumen, prächtigen Kachelöfen und Kellergewölben, der dazugehörenden Scheune mit Schopf, dem Brunnen und viel Umschwung, da wohnten wir nun jetzt. Ich fühlte mich anfangs nicht sehr wohl da, auch der Eisenzaun rund ums Haus gefiel mir gar nicht! Nach dem Einzug chrampften die Eltern um die Wette im Haus und Garten. Bald fanden bei uns die ersten Ausstellungen statt – in vielen Zimmern und bis in den Keller hinunter. An der ersten Vernissage bereiteten Freunde meines Vaters Weinbergschnecken zu, die sie selber in Embrach zusammen suchten, und servierten sie dann. Meine Mutter hat sich fast übergeben! Die Leute, die an unsere Vernissagen kamen, waren schon speziell. Die Männer hatten lange Haare und Intellektuellen-Brillen auf, die Frauen rauchten mit Zigaretzenspitz, hatten rote Lippen und lackierte Fingernägel. Auf geschminkte Frauen traf man zu dieser Zeit in Embrach sonst nicht. An den Vernissagen trank man verquirlten Sekt und Rotwein aus Papas hausgemachten Tessiner-Boccalini. Die Ausstellungen fanden in regelmässigen Abständen statt. Mit Werken meines Vaters, bald aber auch mit Bildern, Keramiken und Plastiken meiner Mutter. Erst kamen Kunstintellektuelle aus der ganzen Deutschschweiz zu uns. Aus Embrach erst die Freisinnigen und die vom Rotaryclub, bald aber auch die ‚Normalsterblichen‘ aus dem ganzen Tal. Meine Mutter servierte keine Weinbergschnecken oder anderen Chichi mehr. Sie kam mit grossen Wähenblechen voller Chabis-, Binätsch- oder Bölle-Tüne..., das war der grosse Renner. Heute sagt kaum noch jemand Tüne zur Wähe und aus Binätsch wurde längst Spinat.

An den Ausstellungen wurde musiziert, es gab Lesungen und wichtige Persönlichkeiten hielten Reden. Romano und ich malten auch, Romano hat schon als Kind einige seiner abstrakten Werke verkauft! Die Schule vermieste ihm leider später das Malen. Schade, er war so begabt. Germano, der Älteste, war in dieser Zeit viel in der Natur. Er kannte alle Vögel, brachte Vogelnester nach Hause und er ging mausen. Das machte man damals. Man stellte Fallen und brachte die toten Mäuse zur Sammelstelle.

Immer wieder gab es Zeitungsberichte über unsere Familie, das war schon toll. Ich merkte natürlich als Kind, dass bei uns vieles anders läuft als bei den Nachbarn. Ich hatte aber nie das Gefühl, selber ‚anders‘ zu sein. Das Kontrastprogramm zu den Ausstellungen gefiel mir mindestens ebenso: Die Metzgete bei Gehris vis à vis, der Moscht mit Speck und Brot nach dem Heustampfen und der laute, stinkige Säuli- oder Viehmärt auf unserem Hausplatz. Wir hatten wie alle Kinder viele Ämtli, mussten im Garten helfen, wurden bestraft bei Ungehorsam. Ich bekam aber höchstens eins hinter die Ohren, wir alle mussten schon ohne Znacht ins Bett und meine Brüder haben auch mal den Lederriemen gesehen. Aber andere Kinder hatten es noch viel strenger. Eine Freundin zum Beispiel musste wochenlang den gleichen Wollpulli tragen und Weihnachten wurde bei ihr auch

nicht gefeiert. Da hatte ich es schon besser. Ich war auch das erste Mädchen meiner Klasse, das Hosen trug. Sieben-Achtel-Hosen nannte man diese. Sie hatten so kleine Schlitze unten auf der Seite. Ich weiss noch genau, wie sie aussahen! Das war in der ersten Sek. In der Primarschule trug man ja sogar noch Ärmelschoner, da wir mit Schiefertafeln arbeiteten. Wir Mädchen trugen allesamt Schürzen. Zu dieser Zeit war es schon eine Revolution, als wir in der Sek Halbschossen anziehen durften. Und eben, Hosen für Mädchen kamen erst allmählich auf. Auf einer Schulreise borgte ich meine erste Hose einer Freundin. Sie musste sonst immer die gleichen abgetragenen Kleider tragen. Für mich war das keine grosse Sache, nichts Spezielles. Sie aber spricht heute noch davon: ‚Bella weisch, das isch für mich absolut s‘Gröschte gsii!‘ Das hat sie mir gerade vor Kurzem an einer Klassenzusammenkunft wieder gesagt.

Ich mag mich aus meiner Kindheit an viele Sachen erinnern. Eine kurrliche Geschichte ist die eines Malers, ein Zeuge Jehovas. Er hatte innert zehn Jahren zweimal behauptet, an dem und dem Tag gehe die Welt unter. Damit hatte er in der Linde, seiner Stammbeiz, alle genervt. Und beide Male fuhr er mit dem grossen Leiterwagen zum Sprützenhüsli und schmiss seine Farbkübel, Töpfe und Pinsel über das Brügglein in den Wildbach. Bestraft wurde er von der Behörde meines Wissens nicht, nur in die Linde traute er sich längere Zeit nicht mehr. Das grosse Gelächter war ihm da sicher.

Und ich erinnere mich auch noch an den Gletteisen-Heiri. Er kam von Brütten her als Tagelöhner, schliff Bügeleisen und machte verschiedene Arbeiten. Für ihn hatten meine Eltern immer eine warme Suppe und ein Nachtlager. Wir hatten auch zweimal Flüchtlingskinder bei uns, das waren Fernanda aus Italien und Edeltraut aus Deutschland, die beide einige Zeit bei uns in der Familie lebten.

...